

Codex 177

© Dittrich Verlag ist ein Imprint  
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2017  
Lektorat: Markus Lorenz  
Satz: Gaja Busch  
Umschlaggestaltung: mo-fr, Monica Freise  
Printed in Germany

ISBN 978-3-947373-11-6

M. F. Huse

# Codex 177

Ein Jahr mit Blutmond

Roman

Michael F. Huse studierte Rechtswissenschaften an der FU Berlin, im Anschluss audiovisuelle Kommunikation an der Kunsthochschule in Berlin. Er realisierte Filme für die ARD, das ZDF, für 3sat und das Kino. Zudem arbeitete Huse als Drehbuchlektor für internationale Filmprojekte. Heute ist er als Autor und Regisseur in der Film- und Kommunikationsbranche tätig.

## VORBEMERKUNG

Die Geschichte spielt in der Gegenwart, die Kernhandlung im Zeitraum Juni bis September. Sie enthält drei kurze Momente im Frühmittelalter um 796 christlicher Zeit beziehungsweise 180 der islamischen Mond-Hidschra oder 4556 der jüdischen Zeitrechnung.

Die Handlung ist frei erfunden. Historische Persönlichkeiten reden und handeln auf der Grundlage des Denkbaren und Möglichen; Zitate von Personen des öffentlichen Lebens sind ausgewiesen; im Anhang sind weitere Bezüge dokumentiert. Die Technologien der Gegenwart existieren tatsächlich.



## PROLOG

»Teresa?!« Der Mann im Kommandostand zog die beiden Gashebel zurück. Die Motoren wurden gedrosselt, und der Bug des Schiffes sackte in die Wellen. »Teresa, Tessa!« In das sanfte Brummen der Turbodiesel hinein rief Joaquim wieder nach unten: »Deine Entscheidung ist gefragt!« Er wartete auf ein Kommando.

Die Stimme kam aus der Kabine darunter, und sie klang vorwurfsvoll; offenbar war Teresa auf etwas ganz anderes konzentriert. »Wieso werden wir langsam?«, fragte sie zurück.

»Die Position ist erreicht«, rief Joaquim und überhörte den kritischen Tonfall. Ohne den Blick von der Monitorwand zu nehmen, hakte er nach: »Willst du noch weitersuchen?«

»Leg fünf, sechs Meilen drauf!«, rief sie lapidar. »Ich komm dann hoch.«

»Okay, Tess, sechs Meilen weiter West.« Joaquim schaute kurz auf den Kompass, über den Bug und gab vorsichtig Gas. Maschine Nummer eins spuckte zunächst, dann drehten beide Motoren synchron. Das knapp 30 Meter lange Schiff nahm erneut Fahrt auf. Am Heck straffte sich ein armdickes Kabel bis tief unter die Wasseroberfläche, etwas Schweres zerrte daran. Kraftvoll pflügte die *Spirit of Tejo* die See.

Bei flüchtiger Betrachtung hinterließ das Küstenwachboot einen heruntergekommenen Eindruck. Der blaue Anstrich war vernachlässigt und das Weiß seiner Aufbauten zu einem schmutzigen Beige verblichen. Durch die Übertünchung des Schornsteins schimmerten noch blass die drei Buchstaben: IMO. Es war klar, Aufgaben der UN erfüllte dieses Schiff

nicht mehr, seine Missionen für die *International Maritime Organization*<sup>1</sup> waren Geschichte.

Doch bei genauerem Hinsehen fiel auf, dass der typische Rost fehlte. Sorgfältig waren die Stellen geschliffen und penibel im vergilbten Farbton nachlackiert. Die übrigen Flächen schimmerten in Edelstahl, oder sie bestanden aus grauem Teakholz und schwarzem Karbon. Äußerlich wirkte die *Spirit of Tejo* bescheiden; das ehemalige Marineboot war aber alles andere als das.

Es gab eine neue Besitzerin. Seit neun Jahren durchquerte Teresa Wagner das Mittelmeer und, so verharmloste es die kleine Besatzung, *erforschte* Schiffswracks. Kein renommiertes Institut, kein Sponsor aus der Wirtschaft finanzierte ihre Erkundungen. Teresa war auf eigene Rechnung unterwegs.

In Paris, an der Sorbonne, hatte sie das Studium der Archäologie abgeschlossen und in Cambridge, ebenso bravourös, das der Geschichte der Seefahrt. Allerdings hatte die angelsächsische Mentalität die Portugiesin auch abgebrüht: Gut ist, was nützlich ist, und Leistung bestimmt den Ertrag. Ein Dokortitel war für Archäologen selbstverständlich – ohne Promotion ging gar nichts. Letztlich aber war es das Wissen aus ihrer fundierten Ausbildung, mit dem Dr. Teresa Wagner genug Geld erwirtschaftete: für das Schiff, sich selbst und die Crew – genau in dieser Reihenfolge.

Seit vergangenem Herbst war die Stimmung an Bord jedoch angespannt. Wie schon zwei Jahre zuvor im Libyschen Meer und in der Straße von Sizilien musste Teresa nun auch in der Ägäis den Flüchtlingen aus Syrien und Nordafrika ausweichen: Die *Spirit of Tejo* konnte als vermeintliche Rettung verstanden werden und Panik auf jedem maroden Boot auslösen. Vor allem aber sollte ihr Schiff nicht in das Blickfeld von Frontex<sup>2</sup> geraten. Zumindest was Teresas eigenwillige Forschung anging, war der europäischen Grenzschutzagen-

tur nicht zu trauen. Also mied sie das Operationsgebiet der Triton-Mission<sup>3</sup> vor Sizilien und Malta und nun auch die türkische Seegrenze zur EU.

Westlich von Italien war es weitaus schwieriger, lukrative Funde zu machen: Um Korsika hatten die Franzosen bereits alle möglichen Wracks durchforstet, und vor Sardinien waren es gerade mal achtzehn Paar bronzener Fußketten, die Teresa hatte bergen können, aber keine Münzen, keine Kanonenkugeln, nicht einmal Elfenbein.

Die Stoßzähne von Elefanten kamen häufiger vor, hatten sie doch als eine Art Ballast im Rumpf alter Handelssegler gedient. Manchmal fand sie dazwischen auch Nashornhörner. Asiatische Männer liebten das Pulver davon als Aphrodisiakum, und sie merkten nicht, dass ihr Potenzmittel bereits über Jahrhunderte mit Meerwasser gepökelt war. Ohnehin war die Wirkung bloß eingebildet: Genauso gut hätten sie Keratin<sup>4</sup> aus zermahlenden Wildschweinborsten schlucken können. Leider gab es auch hierfür die DNA-Analyse, und mit asiatischen Kunden war nicht zu spaßen. Es war Teresas Beitrag zum Artenschutz, diesen absurden Markt zu bedienen. Darin allerdings erschöpfte sich ihr Engagement für eine bessere Welt, und in dieser Hinsicht war sie sich einig mit Joaquim und den zwei anderen *Jungs* ihrer Crew.

Teresa speicherte die Excel-Tabelle mit der Kosten-Nutzen-Rechnung und klappte den Laptop zu. Frustriert presste sie die Lippen aufeinander. *Es geht an die Substanz*, überlegte sie und verknotete das viel zu große Herrenhemd unter ihren Brüsten. Nach einem reflexhaften Blick auf das Barometer stieg sie die Treppe zur Kommandobrücke hinauf.

Im Gegensatz zum äußeren Eindruck, den das Schiff vermittelte, war die Technik an Bord absolute High-Tech. »Wie tief ist es?«, erkundigte Teresa sich forsch und überspielte damit ihre finanziellen Sorgen.

»318 Meter, wird gerade flacher: 306, 288.« Ihr Steuermann ließ sich nicht anmerken, dass der Anstieg des Meeresbodens hier ungewöhnlich und auch nicht in der Seekarte verzeichnet war. Stattdessen deutete Joaquim auf die Konsole mit den LED-Monitoren. »Der Molch läuft parallel: 58 Meter über Grund.«

»So dicht?« Aufgebracht schaute Teresa auf die grünen und grauen Linien. Gemächlich wanderten sie über die Monitore und bildeten den Meeresboden ab. »Du sollst ihn doch nicht unnötig riskieren!«

Joaquim ging darauf nicht ein. »Ist schon okay, Tessa. Überall nur Sand und flaches Geröll.«

Der Molch war ein spezieller Tauchkörper und hing im Schlepp der *Tejo*. Er war vollgepackt mit sensiblen Geräten und sammelte Daten für die Bordcomputer. Mit seiner Technik konnte er in den Sand hineinschauen und registrierte die Reflexion von Gegenständen, selbst wenn sie metertief im Schlick steckten; Sub-Bottom-Profiler waren bei Baggararbeiten in Fahrrinnen oder Häfen unentbehrlich: Dort spürten sie Metalle auf und warnten vor alten Fliegerbomben oder Blindgängern. Für die Meeresarchäologie bedeuteten sie eine Revolution.

Überhaupt hatte die Technik riesige Sprünge gemacht. Teresa profitierte von Seitensicht-Sonaren, die fächerförmig den Meeresgrund absuchten und davon dreidimensionale Abbildungen erzeugten. Resonanz-Magnetometer analysierten Metalle und erkannten ihre Zusammensetzung. Bei der Kombination solcher Geräte entging der modernen Unterwasserarchäologie kaum etwas – sofern man interessante Gebiete befuhr und sich von versenkten Kriegsschiffen oder havarierten Frachtern nicht täuschen ließ, und auch nicht von den bei Sturm verlorenen Containern.<sup>5</sup>

Auf den Monitoren verfolgte Teresa den Flug über den

Meeresboden. Sie mochte die langsamen Veränderungen der Grafik, normalerweise wirkten sie beruhigend auf sie – doch nicht heute. »Du weißt, ich bin knapp«, sagte sie verärgert.

»Wenn du knapp bist, sind wir es sowieso«, grinste Joaquim. Gleichzeitig spürte er, dass der Ärger in ihrer Stimme vielmehr eine Sorge war, und fügte hinzu: »Mach dir mal keine Gedanken, Tess, ich hab das im Blick.«

Eigentlich lag es nicht in Teresas Charakter, solche Distanzlosigkeit zuzulassen. Weshalb ihr Steuermann keinen emotionalen Abstand hielt, interessierte Teresa jedoch nicht. Sie genoss sein Interesse an ihr, und Joaquim hatte unendliche Geduld. Punkt. Alle Zeit, so glaubte Teresa, würde für sie und ihr eigenwilliges Verständnis von Archäologie arbeiten.

Alle Zeit?

Teresa konnte nicht wissen, dass etwas geschehen war, was gravierende Konsequenzen hatte, und dass dieses Ereignis einschneidende Veränderungen für sie, ihre dreiköpfige Crew und viele andere Menschen mit sich bringen würde.

Woher auch? Dieses Ereignis lag über zwölfhundert Jahre in der Vergangenheit, und selbst für eine Schiffsarchäologin war das relativ lange her ...

Scharfe Böen trieben den Regen über die Ebene. Er war eiskalt. An den Felsen heulte der Wind. Er blies direkt aus Westen und schmeckte nach dem Salz des Atlantiks: dieses Ozeans am Beginn des Endes der damals bekannten Welt. Am Abendhimmel durchbrach fahles Licht die Wolken. Die Sturmfront zog entlang der südlichen Ausläufer der Pyrenäen. Von fern tönnten Schreie und das Stöhnen verwundeter Männer.

Ein schwarzer Vogel schwebte heran: eines dieser Geschöpfe, das, wie nur Christen wissen, weder sät noch erntet und dennoch seine Nahrung findet.<sup>6</sup> Geschickt stieß die Krähe herab und hackte in die Hand eines Ritters. Er trug die Kriegskleidung eines Edelmannes und lag tödlich verwundet in einer Pfütze. Sein helles Haar und sein Oberkörper waren vom Regenwasser umspült, das Kettenhemd zerrissen. Ein arabischer Krummsäbel steckte in seinem Unterleib, aus Nase und Mund quoll blutiger Schaum. »Warum? Warum ich?«, stöhnte er noch.

Fragte hier ein Krieger nach dem Sinn des Tötens? Oder kamen Zweifel in einem Menschen auf, der gerade starb: Zweifel an *seinem* Gott? Unbeeindruckt davon pickte der Schnabel in die erloschenen Augen.

Es war das Jahr 794 christlicher Zeit und die Iberische Halbinsel wurde von den Mauren unter dem Emir von Córdoba<sup>7</sup> regiert. Ihre Religion war der Islam und Mohammed der Prophet Allahs.

Juden, Christen wie Muslime standen fest in ihrem Glauben. Schon damals hatte der Einzige Gott viele Namen, und keinen davon, so lautet eines seiner Gebote, soll der Gläubige missbrauchen – der erste Kreuzzug nach Jerusalem lag noch mehr als dreihundert Jahre in der Zukunft.

Auf der Hochebene wirbelte schwarzer Qualm. Das brennende Öl aus den Tongeschossen verpestete die Luft. Noch intensiver roch sie metallisch nach Blut; nach Fäkalien und wie fauliges Obst stank der Tod.

Verloren war der Kampf, weil von den Muslimen gewonnen. Die Überlebenden flüchteten nordwärts. Bis in die Berge hinauf wurden sie verfolgt.

Ein kleiner Haufen christlicher Krieger irrte durch Matsch und Rauch. Orientierungslos stolpterten sie über die toten Gefährten. Voller Panik ignorierten sie die Rufe der Verwundeten. »Lasst uns nicht zurück«, schrien sie, »um Gottes willen!« »Überlasst uns nicht den Ungläubigen! Nehmt uns mit!«

Pferdehufe donnerten, zwei Herolde galoppierten über das Schlachtfeld. »Sammeln im Norden! Rückzug!«, meldeten sie und forcierten das Tempo der Flucht: »Rettet euch! Zurück, zurück! – Rettet euch für unseren Gott! – Die Ungläubigen kommen! – Saraceni, Saraceni! Sie kommen!«

Im Schein einer brennenden Ölpfütze erteilte ein Priester einem Knappen die Sakramente. Als gäbe es nichts außer dem Sterbenden, zitierte er aus der Bibel: »Canet enim tuba, et mortui excitatus ...«<sup>8</sup>

Einer der Herolde stoppte sein Pferd, und während es sich aufbäumte, schrie er auf ihn herab: »Rette dich, Priester! Salvete nisi enim quod Jesum Christum! – Rette dich für Jesus Christus!«

Unbeirrt folgte der Priester seiner Zeremonie: »... incorrupti et nos inmutabimur!«<sup>9</sup>

Ein schwirrendes Geräusch: Dumpf verstummte der Pfeil und bohrte sich in den Rücken des Priesters, durchschlug seine Brust. Wie ein rubinroter Orden schmückte der blutige Widerhaken die Kutte. Der Tote kippte vornüber auf den Sterbenden.

Die arabischen Reiter kamen jetzt dichter heran. »Allah ist mit uns!«, schrien sie.

Eine zweite Schar preschte über das Schlachtfeld. »Gepriesen sei Allah, und Mohammed ist sein Prophet!«, riefen sie. »Allah ist mächtig! Allah ist groß!«, mischte sich in den Sprachen der Berber darunter.

Von Entsetzen gepackt, trieb der Herold sein Pferd zur Flucht, und er ahnte: Weiter nördlich, in den Pässen über die Pyrenäen, würden sie von den Vaskonen<sup>10</sup> im Baskenland vernichtet.

Grau schimmerte der Halbmond durch die Wolkenfetzen ...

In ebendiesem Moment, jedoch viertausend Kilometer weiter östlich, strahlte dieser Halbmond klar über dem Horizont. Die Laternen der damals wohl größten Stadt der Welt waren erloschen, und die Einwohner von Bagdad schliefen. Es war die laue Nacht vor einem heißen Tag. Der Tau ließ Jasmin, Rosen und Zitronen duften. Ein sanfter Wind wehte über den Tigris und bewegte die Palmenwedel so zart, da war nicht einmal ein Rascheln.

Auf der Terrasse züngelten Öllampen. Eine junge Frau stand zwischen den Vorhängen im Türbogen. Die zarte Gaze eines Schleiers bedeckte ihr dunkles, lockiges Haar. Die Seide umfloss ein ebenmäßiges Gesicht und verhüllte knapp ihre Brüste. In Fahimas<sup>11</sup> Augen funkelte das Mondlicht, dazu glitzerte es auf ihren Lippen.

Ein meditativer Singsang klang herüber zu dieser Schönheit, etwas in einer für Araber wie Perser fremden Sprache, und er folgte einem alten, archaischen Rhythmus. Nachdenklich schaute Fahima hinunter in den Garten. Vielmehr war es ein Park, der den Palast als Ring umfasste und für Fahima sowohl Schutz als auch eine absolute Grenze bedeutete.

Keinen Steinwurf entfernt, in einem Karree aus Dattelpalmen, drehte sich ein grauhaariger Mann. Er trug einen langen, weißen Rock. Den rechten Arm hielt er in Richtung Himmel gestreckt, die Handfläche weit nach oben geöffnet, die linke Hand wies auf den Boden: Um sich selbst wirbelnd beschrieb sein Körper einen größeren Kreis. Eine ganze Weile musste er hier getanzt haben, das Gras unter seinen Füßen

war bereits niedergestampft. Versunken lauschte Fahima dem Gesang.

Aus dem Raum hinter ihr erklang eine andere Stimme: »Träumst du im Wind?«, fragte sie warm und fügte fordernd hinzu: »Erzähl weiter!«

Wie aus einem Traum aufgeschreckt, wandte Fahima sich um. Sie war ein Mischling: asiatisch und zum Teil wohl aus Schwarzafrika. Zugleich hatten ihre Augen das Blau einer – ja, von woher?<sup>12</sup> Etwas Trauriges lag in ihrem Blick und etwas sehr Erfahrenes. Ein bisschen zu scharf erwiderte sie: »All die Märchen waren gestern zu Ende.« Und sanfter setzte sie nach: »Es ... es ist etwas anderes.« Indem der mit feinem Gold durchwirkte Schleier von ihr herabglitt, betrat Fahima das prunkvolle Schlafgemach.

Vorlaut verschwendete ein Brunnen sein Wasser: Worte, Geräusche von hier gingen niemand etwas an. Doch auch der Singsang des Grauhaarigen verlor sich im Plätschern. Aufreizend stand Fahima vor dem Kalifen. Vermutlich war sie kaum älter als Mitte zwanzig; und zu Recht empfand er sie als sinnlich wie keine. Fahima gehörte zu seinem Palast, und gäbe es nicht den Unterschied der Freiheit zwischen dieser Frau und ihm – man mochte beide für ebenbürtig halten. »Wird es mich unterhalten?«, fragte er neugierig und fügte hinzu: »Was denkst du?«

Fahima kniete sich zu ihm auf den mit Perlen bestickten Diwan. Sie durfte, nein sie wollte seiner Frage nicht ausweichen. Ihre Stimme klang bitter: »Ich denke an den Krieg.«

»An den Krieg?« Harun ar-Raschid blickte erstaunt. Ihm war es nicht recht, derartige Themen in dieser Nacht zu erörtern – eigentlich in keiner Nacht mit ihr. Allerdings kannte er Fahima zu genau, als dass er ihr ausweichen mochte: ihre Antworten auf seine Fragen waren grundsätzlich ernst gemeint. Und endeten selbst abschweifende Gespräche nicht

immer in purer Sinnlichkeit? Er, der Kalif, war attraktiv aufgrund seiner Macht. Das aber reichte ihm nicht. Mit seinen einunddreißig Jahren erwartete er, um seiner selbst willen geliebt zu werden, vor allem von dieser Frau. Gespannt wollte er sich gedulden. »An welchen Krieg?«, fragte er.

Sein Interesse kam wohl zu spät. Fahima ignorierte ihn. Ihre Finger spielten mit einer weißgelben Kugel aus Elfenbein, kaum größer als eine Haselnuss. Und fast nebenbei, doch in bestimmtem Tonfall fragte sie nun: »Überall ist es derselbe Mond?«

Mit Astronomie kannte sich Fahima aus, das wusste der Kalif. *Ein neues Spiel*, dachte er und antwortete schnell: »Überall, ja.«

»Dann trifft Euch mit diesem König«, sagte sie, und ihr Anspruch klang so logisch wie das Ergebnis einer mathematischen Gleichung.

Es war also kein Spiel. »Mit dem Feind?«, verstand Harun und war enttäuscht.

Fahima ignorierte seine Wertung. »Mit diesem Christen«, korrigierte sie ihn und wusste sehr wohl um die Provokation ihrer Widerrede.

Der Kalif lehnte sich zurück. Seine gute Laune war dahin. Andererseits war er offen für solche Themen, und darüber zu diskutieren schärfte den Verstand. »Jesus Christus war nur ein weiterer Prophet. Wahrer Glaube bedarf nicht der Personifizierung Gottes.«

Wie zur Bestätigung nickte sie. »Ja. Doch da war auch Sehnsucht«, fügte sie hinzu. »Die Schöpfung der Welt<sup>13</sup> lag unfassbar weit zurück und auch die Zeit Moses, die Flucht ins Land Kanaan.«<sup>14</sup> Fahima blickte sanft auf den Kalifen und lächelte. »Nach über zwölf Jahrhunderten des Wartens sollte Sein Wort sichtbar sein: endlich.«

»Endlich für die Christen«, antwortete er schnell, »und das

genau ist ihr Kreuz!« Wie in Formeln argumentierte der Kalif: »Der Göttliche steht nur so lange über der Menschheit, solange er nicht das Gesicht eines Menschen trägt.«

Der Halbmond leuchtete in den Salon. Mit zwei Fingern hielt Fahima die kleine Elfenbeinkugel und schob sie vor ihr linkes Auge: Der Mond wurde zu einer noch feineren Sichel, ging schließlich unter. Fahima blieb sanft. »Ja, du und ich, wir alle hier glauben an die letzte Offenbarung, abstrakt und ohne Bild. Doch steht sie im Widerspruch zu den vorangegangenen? Baut nicht alles aufeinander auf? Uns allen gemeinsam ist der Einzige Schöpfer.« Ihre Gedanken klangen selbstverständlich.

Der Kalif schaute Fahima an. »Er ist der Einzige, Er ist der Ewige, und Er tritt nicht in die Zeit«, sagte er.

»So ist es«, bestätigte sie. »Der Einzige und Ewige tritt nicht in die Zeit. Aber die Menschen tun es. Und ein Herrscher, für den der Schwur auf die jüdische Thora wie auf das christliche Testament dieselbe Geltung hat, der ist Eurer Aufmerksamkeit würdig.«

Der Kalif überlegte: Sollte er sich auf die Gedanken dieser Frau weiter einlassen? Oder sollte er sich ihrer entledigen – es wäre ein Fingerzeig. »Es ist unsere, unsere ...«, stammelte er und konnte sich der Anzahl der Nächte mit Fahima nicht erinnern.

»Es sind nicht die gemeinsamen Nächte, die tatsächlich zählen.« Kühl schaute sie Harun direkt an und fügte hinzu: »Ihr seid der Kalif von Bagdad, zudem genannt *der Gerechte!* Und ich bin Euer Sklave.« Damit entblößte sie ihren Körper völlig und legte sich zu ihm. Ihre Augen fixierten die Decke des Raumes, dennoch signalisierten sie Erwartung.

»Du bist keine Sklavin!«, widersprach Harun und schob seinen Kopf in ihr Blickfeld.

Fahima beugte sich ihm entgegen und küsste ihn intensiv

in seinen Mund. Dann schmiegte sie sich an ihn. »Das ist nicht lange her«, schnurrte sie dabei.

»Sehr lange ist es her, Fahima«, entfuhr es dem Kalifen. »Fremd untereinander, bedarf es der Neugier aufeinander.«

»Du sagst dies jetzt, mein Geliebter«, hauchte sie ihm ins Ohr, und ihre Zunge folgte den Worten.

»Ja – und unsere Worte dieser Nacht löscht der Tag nicht aus.«

Harun bekam seine Befriedigung. Für beide wurde es eine erfüllende Nacht.

In sich versunken drehte der Grauhaarige seine Kreise im Park. Er musste alt, sehr alt sein – doch mochte man da auch irren. So war es nicht das Grau seiner verfilzten Haare, die Falten auf seinen Händen und seinem Gesicht, die vom Alter zeugten. Es war die Eigenart, wie er kreiselte. Da war eine Energie in seiner Bewegung, die kein Mensch begriff: unbalanciert, dennoch stabil und im Widerspruch zur Schwerkraft. So schien es. Eine Kraft, die jung, oder vielmehr alterslos zu sein schien: alles zugleich und im Gegensatz. Und ja, im Singsang wie in seinem Blick lag eine Zuversicht auf Veränderung. Und je weiter die Nacht sich verlor, umso mehr war er selbst der Aufbruch, desto mehr entschwand sein Körper. Dieser Mann hier in Bagdad war etwas Unnatürliches, hatte etwas nicht Einschätzbares.

Im Hintergrund flackerten die Öllampen auf der Terrasse. Ihr Schein wurde heller und heller. Schließlich überstrahlte er die Nacht und verwandelte sich in ...

### 3

Gleißendes Sonnenlicht: Weiß flirrte es über die schroffen Steine. Im Schatten der Felsen und in den Schluchten herrschte tiefes Dunkel. Der nordafrikanische Atlas war ein wildes Gebirge: nicht so hoch, dass es Gletscher gab, doch bis in den Sommer hinein mit Schnee auf den Gipfeln, und es erstreckte sich bis an den Atlantischen Ozean.

Eine kleine Karawane zog den zahllosen Sonnenuntergängen hinterher: An der Spitze ritt ein in Dunkelblau gekleideter Targi<sup>15</sup>, neben ihm ein christlicher Mönch, dahinter drei arabische Beduinen: Einer von ihnen führte die beiden Lastkamele. Ihre Tage waren glutheiß, die Nächte frostig.

Seit dem nächtlichen Gespräch zwischen Fahima und dem Kalifen waren fünf Jahre vergangen; in der islamischen Welt lebte man im Jahr 183 der Hidschra – des Wegzugs des Propheten von Mekka. Doch schon kurz nach Mohammeds Tod, zehn Jahre später in Medina, war ein Streit um die Erbfolge seiner *Baraka*, der Göttlichen Segenskraft, entbrannt: Die Gläubigen hatten sich geteilt in Schiiten und Sunniten.

Die christliche Zeitrechnung notierte das Jahr 799. Tatsächlich wäre es das Jahr 798 gewesen, aber die Zahl Null war unbekannt, und so zählte man ab eins. Die beiden Zentren der christlichen Welt bildeten die Reichskirche in Rom sowie Konstantinopel im östlichen Mittelmeerraum. Auch zwischen den Christen deutete sich Uneinigkeit an: Der Papst war des Ehebruchs angeklagt, und im Byzantinischen Reich regierte eine Frau ohne Rückhalt durch die Armee.

Papst Leo III. sollte den Konflikt überstehen, Kaiserin Irene jedoch wird auf die Insel Lesbos verbannt werden und dort sterben.

Die Karawane war bereits acht Monate unterwegs. Aufgebrochen war sie am Berg Moriah bei Jerusalem: dort, wo einst Abraham seinen erstgeborenen Sohn als Brandopfer darbringen wollte und Gottes Engel gebot, stattdessen einen Widder zu schlachten – an jenem Ort, an dem die Grundlage für eine humane Religion, einen Glauben ohne Menschenopfer, gelegt worden war – der aber vielleicht deshalb noch zahllose Menschenleben fordern sollte.

Nach mehrtägiger Rast im *Kloster der Theotókos*<sup>16</sup> hatten sie den Sinai verlassen und den Nil nördlich von *Al-Fustat* überquert. Ihr Auftrag war zu heikel, als dass sie in das ägyptische Militär- und Verwaltungszentrum, das spätere Kairo, hätten einkehren wollen. Geduldig hatten die Männer das Palmland der Berber mit der Oase *Siwa*<sup>17</sup> erreicht und voller Zuversicht die schier endlosen Kies- und Geröllmeere der Sahara durchwandert. Entlang der Ausläufer des östlichen Ergs, einer riesigen und für sie nicht überwindbaren Dünenlandschaft, waren sie nordwärts und zunächst durch weitläufige Arganienwälder gezogen.

Jetzt führten sie ihre Dromedare vom Gebiet der Salzsümpfe weg und durch ausgetrocknete Flussbetten direkt die Berge hinauf. Der Weg schlängelte sich an Abgründen entlang, immer weiter in Richtung westliches Mittelmeer. Die Männer schwiegen. Sie alle wussten um ihre besondere Fracht, und viel zu langsam kamen sie voran.

Der Targi schaute den Felshang hinauf, blinzelte gegen die Sonne. Die großen Blöcke waren kantig und schroff gesplittert. In ihrem Windschatten hatte der Schirokko sanfte Ablagerungen gebildet. Auf dem feinen Flugsand konnte man

ganz einfach den Hang herabstürmen. »Gefällt mir nicht«, sagte der Targi besorgt, und er sollte recht behalten.

Hinter dem Felsgrat, an einem Vorsprung, lauerten vier bewaffnete Reiter. Ein fünfter spähte hinunter in die Schlucht. Nicht wahrgenommen von seinen Kumpanen, wechselte der Ausdruck seines Antlitzes: Es changierte zwischen menschlichen und dämonischen Zügen, mutierte zur konkreten Erscheinung des Bösen, des Teuflischen. Der Reiter beobachtete, wie sich die Aufmerksamkeit der Reisenden auf den schmalen Pfad neben dem Abgrund richtete. Sorgsam achteten sie auf den sicheren Tritt ihrer Tiere. Vor Erregung zuckte seine Augen- und Mundpartie, verzerrte sich zur Grimasse. »Bereitet die Hölle«, zischelte er den anderen zu, »jetzt!«

Vorsichtig führte die Gruppe ihre Tiere durch das Geröll. Auf dem engen Pfad waren sie abgestiegen. Der Targi taxierte den Bergkamm. Nahe bei ihm, und wohl um sich und die Gefährten zu beruhigen, bemühte der Mönch einen Text aus der christlichen Bibel. »Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten«, zitierte er aus dem Brief an die Hebräer<sup>18</sup>

Der Targi nickte spontan. Dabei zog er das indigoblaue Kopftuch fest über Nase und Mund, er überlegte. »Inzwischen kennen wir einander«, widersprach er: »Also lasst uns nicht uns über jene erheben, zu denen der Allwissende zunächst sprach.«

Nur kurz dachte der Mönch über diese Worte nach. *Ja, es stimmt*, schoss es ihm durch den Kopf, *mein Freund hat absolut recht*. Doch niemand fand Gelegenheit, weiter darüber nachzudenken. Aus dem Hinterhalt fielen die Räuber die Reisenden an. Verzweifelt trieben diese ihre Lastkamele gegen die Angreifer. Der Mönch warf sich ihnen in den Weg und schrie zum Targi: »Rette die Idee! Rette sie für deinen

Gott!« Ein präziser Schwerthieb trennte seinen Kopf vom Körper.

Der Targi sah den Kopf in die Schlucht hinunterkegeln. »Sowie für den deinen!«, rief er ihm nach und wich den Angreifern geschickt aus.

»Rette die Idee der Weisen!«, forderten die Gefährten laut-  
hals von ihm. »Rette den Frieden!«, schrien sie. »Wir halten  
sie auf!«

Sofort sprang der Targi hinter sein Dromedar in Deckung. Er riss ein helles Päckchen aus der Satteltasche, und entschlossen rannte, ja stürzte er fast den Hang hinunter, ließ die todgeweihten Freunde zurück. Diese wehrten sich verzweifelt, doch nur kurz hielten sie stand. Gegen solch unerbittliche Gewalt hatte niemand eine Chance. Sie wurden brutal niedergestreckt.

Allen voran der Besessene, setzten die Angreifer dem flüchtenden Targi nach und trieben ihre Pferde den engen Pfad hinunter. Als die Tiere stolperten, sogar stürzten, sprangen die Reiter aus den Satteln und hetzten zu Fuß hinter ihm her.

Aus dem Nichts tobte ein Sturm heran. Er riss den Sand der großen Dünen in den Himmel, wirbelte ihn zu tanzenden Säulen und formte daraus eine riesige Brandungswelle. Die übernatürliche Woge überrollte die Salzsümpfe, schliff die feinen Kristalle heraus und wurde noch mächtiger. Die Masse wälzte sich durch die Schluchten und donnerte die Berge hinauf. Sie griff nach dem Flüchtenden, nach den Angreifern und ihren Tieren. Die Sonne verdunkelte sich von Staub, und das Tal wurde in ein trübes Licht getaucht. Eine gespenstische Stille senkte sich über das Gemetzel.

Die Welt stand still ...

## 4

Ein schwaches Glitzern, das Sonnenlicht brach sich in zahllosen schwebenden Partikeln. Es musste gegen Mittag sein: Die Strahlen fielen steil abwärts und tanzten senkrecht über den sandigen Boden. Eine Plastiktüte rollte über ein paar Steine, dann streifte sie träge durch das Gras. Mit der Ruhe der absoluten Unantastbarkeit überschlug sie sich – wieder und wieder und wieder. Fast unhörbar, ganz leise, kam ein tierisches Fiepen heran, dazu ein schnelles Klicken. Noch eins und einige mehr, sie wurden lauter: Drei Delphine kreuzten über den Meeresgrund, dazu hallte ein helles, technisches Echolot.

BING-ING - - - - BING-ING

BING-ING-ING-BING - - BING-ING-ING-BING

Zunächst kaum merklich, dann aber immer deutlicher ließ sich ein dumpfes Brummen vernehmen. Ein symmetrischer Schatten teilte die Lichtreflexe. Dahinter, und nur einige Meter über den Büscheln von Seegrass, hing ein Tauchkörper im Schlepp. Die Tiere schwammen neugierig darauf zu. Sie eskortierten den gelb lackierten Eindringling kurz und schossen wieder davon.

Das Sonar pulste jetzt hektisch. Die Propeller des Schiffes stoppten, sogleich rotierten sie rückwärts und zogen ovale Blasen ins Wasser. Am Bug unterstützte ein Wasserstrahl die Drehung des Schiffes. Langsam wies seine Spitze in Richtung der leichten Strömung. Rasseln einer Kette: Stahl auf Stahl. Am Bug durchbrach ein Anker den Wasserspiegel. Er glitt langsam in die Tiefe und legte sich mit einigen Kettengliedern auf den Sand.

Der zylindrische Tauchkörper schwebte im Schatten unter dem Rumpf. Langsam, mit dem Sirren seines Elektromotors, drehte sich der Molch. Eine weitere Kette rasselte durch die Klüse. Am Heck tauchte der zweite Anker ins Meer. Sanft dümpelte die *Spirit of Tejo* in glatter, ruhiger See.

Teresa stand auf der Plattform über der Kommandobrücke. Der Ausguck war eng, aber sicher bei hohen Wellen; bei Sturm fegte die Gischt sogar über ihn hinweg. Durch ihr Fernglas musterte sie den Horizont. Der Verkehr war mäßig. Zwei Segelyachten kreuzten westlich, langsam wurden sie kleiner. Im Norden stieg die graue Rauchfahne eines Kreuzfahrtschiffes auf. *Viel Spaß auf Mallorca*, dachte Teresa und kletterte hinunter auf die Brücke. Inzwischen hatte sich der lässige Knoten vor ihrem Bauch gelöst, und das weiße Hemd bauschte sich im Wind; der Badeanzug darunter verriet Geschmack. Sein dunkles Braun signalisierte Distanz, dennoch betonte der modische Schnitt ihre Figur mehr als nötig – Männer wie Frauen hätten gern Teresas Interesse auf sich gezogen.

Mit dem Seitensicht-Sonar hatte Joaquim etwas aufgespürt. Die künstlichen Schallfächer reflektierten einen länglichen Schatten. Teresa schaute auf den Monitor. »Und? Was ist es?«

»Etwas in ein bis eineinhalb Metern unter Grund. Das Resonanz-Magnetometer analysiert Bronze.«

Das war nichts Besonderes. Die Ketten von Galeerensklaven oder Barren aus Zinnbronze hatte Teresa schon oft gefunden. »Kanonen?«, fragte sie voller Hoffnung. »Wie viele?«

»Warte noch.« Joaquim deutete auf den fünften Monitor: Schemenhaft zeigte das Bild einige Spanten. Gerade errechnete der Computer ihre ursprüngliche Ausrichtung. Die hölzernen Planken waren verrottet, aber in Teresas Datenbank waren die meisten der bekannten Schiffstypen erfasst. Auf

zwei anderen Screens scrollten verschiedene Schiffsrümpfe: Korvetten, Schoner, Fregatten, Briggs. Die Rechner waren auf *Vergleich* programmiert und analysierten die Reste der vorhandenen Stücke. Eine komplexe Software ergänzte die fehlenden Spanten zu dreidimensionalen Skeletten.

Joaquim ließ die Grafik sich drehen. »Keine Kanonen.« Er schüttelte er den Kopf. »Das sieht eher wie ein Bauteil am Ende vom Rumpf aus.«

»Bug oder Heck?«, wollte sie wissen.

»Kann ich nicht erkennen – noch nicht.«

Teresa überlegte. »Vielleicht das Ruderblatt«, spekulierte sie.

Joaquim fokussierte das Resonanz-Magnetometer. »Hier ist es: zwei, nein drei massive Streben. Aber zu wenig Fläche, ein Ruderblatt ist das nicht.«

Teresa verstand. »Vielleicht eine Dau?«, fragte sie hoffnungsvoll. Gleichzeitig verspürte sie eine leichte Erregung. Die aus Bronze gegossene Einfassung des Ruders war typisch für alte arabische Frachtsegler. Schon im Mittelalter durchquerten die Zwei- oder Dreimaster den Indischen Ozean, und für die Zeit nach der Jahrtausendwende hatte man verschiedene Typen solcher Dauen auch im Mittelmeer nachgewiesen. Doch Wracks davon waren extrem selten. Zunächst mussten sie viele Jahrhunderte im Meer überdauern, tief unter dem Sand vergraben. Manchmal wühlte ein Orkan sie frei, nur damit der folgende sie erneut verschüttete. Dieser Zyklus ließ von den Schiffen kaum etwas übrig. Zudem musste man die Wechsel im richtigen Moment erwischen.

Das Gitternetzmodell eines Rumpfes leuchtete auf einem der Monitore. Der Computer stellte einen dicken und fast verrotteten Holzbalken als Verlängerung des Rumpfes dar. Der Steven bestätigte Teresas Vermutung. »Tatsächlich, eine Dau!«

Aus dem Lautsprecher ertönte die kräftige Reflexion von Metall. Joaquim wies auf den Monitor. Ein klumpiger Schatten hob sich ab, daneben leuchteten einige Daten zur Legierung. »Hier ist Kupfer und auch noch Zink: wahrscheinlich Messing ...«

»Römische Münzen?«, unterbrach sie ihn.

»Nein, nein: rechteckig, etwa ein halber Kubikmeter.«

Burschikos gab Teresa ihrem Steuermann einen Klaps auf die Schulter und wuschelte sein Nackenhaar. »Die Schiffskasse!«

Joaquim genoss ihre Hand in seinem Haar. »Dann taucht ihr jetzt runter?«, hoffte er.

»Wenn du den Molch getrimmt hast!« Damit lief Teresa zum Abgang. »Und Bobby soll die Schot anlegen – mit vier, besser sechs Paar Reserveflaschen!«, rief sie noch.

*Das volle Programm*, freute sich Joaquim. Schon als Teenager war er ein Fan von Schätzen unter Wasser gewesen: von vergessenen Wracks und Piraten, deren Beute wiederum die Beute anderer Piraten wurde, von Gold am Grund der Karibik, den Sagen um die Stadt Atlantis – na ja, Märchen. Nach der furchtbaren Havarie der *Prestige*<sup>19</sup> vor dreizehn Jahren und der darauf folgenden Ölpest an der französischen, spanischen und nordportugiesischen Atlantikküste war ihm klar geworden, dass er den Fischkutter seines Vaters nicht übernehmen würde. Da war der Mann aus Porto gerade fünfundzwanzig Jahre alt gewesen. Seitdem verschlang Joaquim nur noch Fachbücher, auch über einen Alfred Merlin aus Frankreich. Vor der Stadt Mahdia in Tunesien hatte der Archäologe die erste Ausgrabung unter Wasser überhaupt durchgeführt, zusammen mit griechischen Schwammtauchern: Das war bereits im Jahr 1908 gewesen! Joaquim war Autodidakt, dennoch hatte er mit Monsieur Merlin etwas gemeinsam: Aus medizinischen Gründen durften beide nicht tauchen.

Bei Bobby und Alex war das völlig anders. Für die Jungs aus Nordirland konnte es nicht tief genug runtergehen. Alex war passionierter Koch, und zwar ein hervorragender. Wenn es um Fisch ging, gab es für ihn keine Märkte – er holte ihn selbst aus dem Wasser. Da war er genauso verrückt wie Bobby, der Maschinist der Tejo und Assistent von Teresa. Als die Archäologin das ehemalige Küstenwachboot gekauft hatte, blieben die beiden Marinetaucher gleich mit an Bord und heuerten bei Teresas Expeditionstouren an.

Joaquim betätigte den Schalter an der Steuerung des Signalmastes. Die Alpha-Flagge fuhr hoch und setzte sich neben den Ankerball und die portugiesische Landesfahne. Blauweiß flatterte sie im Wind und warnte vor Tauchern im Wasser. Joaquim kopierte die GPS-Daten in den Bordcomputer und programmierte die beiden Ankerwinden. Damit würde die *Tejo* ihre Position stabil halten. Er setzte sich ans Steuerpult. Mit dem Joystick bugsierte er den Molch möglichst dicht zur alten Ruderfassung.

Unter dem Stahlrumpf drehte sich der Tauchkörper in Position. Drei dicke Teleskopbeine schraubten sich aus seiner Hülle, jetzt stand der Molch fest auf dem Meeresboden. Wie eine Nabelschnur, im Bogen der sanften Strömung, führte sein dickes Kabel hinauf zur *Spirit of Tejo*.

Kleine Luftblasen drängten aufwärts, das Ballett der Physik; hinzu kam ein nahezu gleichmäßiges Geräusch von drei Pressluftventilen. Teresa und Bobby trugen Tauchausrüstungen mit Sprechfunk und Kamera. Die Maske von Alex hatte lediglich eine Sprechfunkverbindung. Entlang der Schot glitten sie hinab zum Wrack. Die Sicht war gut: um die 25 Meter weit. Ein Stechrochen kreuzte zwischen Barrakudas und Zackenbarschen; gemächlich suchte er das Weite.

Der Molch stand in 32 Metern Tiefe und markierte den Fundort. Keine zehn Meter davon entfernt stießen die drei auf runde Ballaststeine und zahllose Tonscherben. In den zerbrochenen Gefäßen tummelten sich Langusten von appetitlicher Größe. »Ein unentdecktes Revier«, krächzte Bobby ins Mikrofon, »selbst für Fischer!« Und er griff sich ein ordentliches Exemplar.

Teresa witzelte: »Mit Zitrone! Fünf sind heute dran.«

Auf zwei Monitoren verfolgte Joaquim den Tauchgang. Der Molch selbst hatte keine Optik. Er empfing lediglich die Funksignale der Taucher und schickte ihre Bilder und Töne über das Kabel zur Kommandobrücke.

Joaquim verglich Bobbys Position mit den gesammelten Daten. Die Ruderfassung konnte nicht weit entfernt sein. Ohnehin war ihre Bronze nur eine Suchhilfe, zahlungskräftige Käufer fand man dafür nicht. Derartiges stufte Teresa als *Beifang* ein, und der verursachte nur Probleme, weil die Behörden neugierig auf ihre Arbeit wurden. Sollten sich doch die Sporttaucher an einem Zufallsfund begeistern.

»Schwenk links, Bobby. Auf elf Uhr, zirka acht Meter voraus, da muss unser Kasten sein«, rief Joaquim, »und lass Alex die Küche versorgen.«

»Ist schon klar«, bestätigte Bobby und ließ die Languste frei, »auf elf Uhr, acht Meter.«

Teresa und Alex schwebten über ihm. Mit seinem Klemmbrett fächelte Bobby über den Sand. Das Sediment wurde aufgewühlt und zog mit der sanften Strömung davon. Unter einigen Scherben kam eine rechteckige und von Muscheln übersäte Platte zum Vorschein. Mit seinem Tauchermesser kratzte Bobby vorsichtig an den Kanten: Es war ein recht flacher Metallkasten mit festen Wänden. »Stabiler Fund«, meldete er und legte ihn ohne größere Probleme frei.

»Das war schnell«, funkte Teresa ihn an und schwamm weiter über den Rumpf des Schiffes.

Auf der Brücke ärgerte sich Joaquim über einen Wackelkontakt in der Videoübertragung. Das Bild auf Teresas Monitor zuckte und flackerte. Es wurde klar, dann hakte es wieder und bildete kleine digitale Klötzchen. »Jo an Alex! Teresas Kamera spinnt!«

An technischen Problemen war Teresa nun wirklich nicht interessiert. »Ist schon okay, Jo«, funkte sie dazwischen. »Alex! Hol du die Langusten.« Sie schwebte jetzt etwas abseits vom Wrack.

An einem Felsen hatte sich ein Fischernetz verfangen. In den Maschen wippten leere Konserven und Plastikfetzen, dahinter ragte etwas aus dem Seegras. »Hier ist noch etwas anderes, Joaquim«, meldete sie. Es waren die Henkel einer dickbauchigen Vase. »Eine Amphore!« Langsam schwamm Teresa darauf zu, umkreiste sie. Das Gefäß war über einen Meter hoch und hatte einen ungewöhnlich dicken Hals. Es steckte leicht schräg im Sand und schien unbeschädigt.

»Ich kann nichts erkennen«, rief Joaquim und ruckelte am